



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kanonier Schimansky : eine Weihnachtsgeschichte

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

im Bewußtsein seiner Kräfte sicher und unaufhaltfam vorwärts strebte, in dem nichts stockte, nichts verloren ging in haltlosem Schwanken, in planloser Vielgeschäftigkeit oder in sinnloser Vergeudung. Wenn nun in den letzten Reden die alte Forderung des Fürsten neugewandt wiederkehrt, daß in allen Organen, die das Volk hat, in den Landtagen der Einzelstaaten, im Reichstag, überall laut und öffentlich gesprochen werden soll über die Lebensinteressen der Nation, damit sich nicht in bürokratischer Schablone einengt, was frische Bewegung des Volkes sein soll — man wird in diesen Reden das gleiche große Erschauen einer deutschen Nation erkennen, das früh in seiner schöpferischen politischen Phantasie erschien, und dem unsre nationale Existenz entstammt. Eine deutsche Nation in frischer Bewegung aller Kräfte sich selbst begreifend unter den Völkern und wachend über ihr Leben. Nur eins wurde anders. So lange er das Bewußtsein Deutschlands war, nahm er uns einen Teil der Arbeit ab. Jetzt müssen wir selber wachen. Jetzt gilt es, im Bewußtsein des Volkes verwirklichen, was in Bismarcks Thaten angelegt war.

So spricht es uns aus der kleinen Notiz der Hamburger Nachrichten wie ein Hauch von dem Geiste Bismarcks an. Man wird erkennen, an welche Adresse sie gerichtet ist. Man wird fragen, ob eine Beziehung in dem Worte liegt, daß auch für weniger einsichtige Politiker klar sein müsse, wie die Legende die Intimität Frankreichs und Rußlands fördern werde. Es ist die Stimme, an der Europa gehangen, die wie ein Sturm die Wipfel der Nationen durchweht und gebeugt hat. Wie ist sie nun in den fernsten Blättern des Waldes fast nur ein Rispeln, an dem mancher achtlos vorübergeht! Wer aber Größe in der Seele trägt, wer für die Äußerungen eines vollen Lebens das feine Gehör bewahrt, dem ist es die offenbarende Stimme noch wie einst, und er vernimmt das verklingende Wehen einer großen Zeit.



## Kanonier Schimansky

Eine Weihnachtsgeschichte



o sind denn nun meine Freunde, die zehn Höllenhunde, die morgen, am heiligen Abend auf Wache ziehen? Mal vortreten!

Feldwebel Ruhnke kannte sie alle ganz genau; er blickte mit zusammengekniffnen Augenbrauen die Front der aufmarschierten Kompagnie hinunter und holte seine Lieblinge, einen nach dem andern, gleichsam mit den Augen aus den Gliedern heraus.

Da fehlt doch noch ein Mann! rief er, als nur neun vortraten. Schwerenot, es war doch noch einer von den Brüdern zur Strafwache bestimmt, die wegen der Schlägerei mit den Füsilieren gemeldet waren.

Seine Augen flogen schnell von einem Gesicht zum andern.

Schimansky! schrie er endlich, nu seh doch einer, wie sich der Kerl dahinten im zweiten Gliede verkriecht! Natürlich mein alter, lieber Freund, du Seele der Kompagnie — scheren Sie sich raus aus dem Gliede, hierher!

Die zehn ausgewählten Kanoniere standen vor der Front, stramm, regungslos, und wagten kaum mit den Wimpern zu zucken.

Hm, hm, sagte der Feldwebel langsam in einem Tone, der seinen ganzen Zynismus und seine ganze Menschenverachtung ausdrückte, wenn man euch zehn so eine Weile ansieht, da merkt man wirklich erst die Allmacht des Schöpfers, was der alles so fertig bringt. Na, wir werden euch den fehlenden Verstand und die nötige Kameradschaft schon noch beibringen. Euer Glück ist es, daß die Füsilier bei dem Nadau angefangen haben, sonst säßt ihr alle zu Weihnachten drin im Loch. Dankt euerm Schöpfer, daß ihr mit der Urlaubszuziehung und dieser Strafwache davonkommt. Ihr sollt schon noch lernen, euch auf der Straße anständig betragen. Geht den Randies aus dem Wege, das habe ich euch immer gesagt. Aber wenn das Volk mit den Strunzelsunzeln getanzt hat, da ist es rein wie toll, da muß es drauf losgehen wie so ein Dorfbulle; und dieser Schimansky, der kaum ne Granate vom Schrapnell unterscheiden kann, der hält da noch große Reden auf der Straße, wie so ein Abgeordneter, daß das ganze Zivil das Maul aufsperrt, was soll das heißen?

Herre Feldwebel, sagte Schimansky mit polnischer Aussprache, habbe ich nich getanzt mit Strunzelsunzel, wollte ich doch verresöhnnen Kameradden.

Nette Veröhnung das, wenn Sie dem einen Füsilier die ganze Nase kaput hauen. Es ist gar nicht zu glauben, was dieser Kerl der Kompagnie zu schaffen macht, das geht nun schon von Anfang an so. Erst die ewigen Reklamationen und Gesuche und Beschwerden, dann die infame Briefgeschichte mit seiner Frau. Warum muß das Volk schon vor dem königlichen Dienst in den Stand der heiligen Ehe treten! Nicht genug, daß der Kerl die ganze Kompagnie mit seinen zwei Nationen arm frißt, nu läßt sich der auch noch in eine Schlägerei ein. Na, die Strafwache am heiligen Abend wird euch gut thun. Jawoll! Da habt ihr Zeit, über eure Sünden nachzudenken. Der Schimansky kommt natürlich als Posten ganz hinten auf die Redoute Schwerin, da hinter dem Kirchhof, wo die Hunde mit dem Schwanz bellten. Da ist der Kerl unschädlich. Maul halten! Ich will nichts mehr hören. Tretet — weg!

Die Kompagnie war entlassen, und die Leute eilten in die Kaserne. Nur Kanonier Schimansky stand noch eine Weile unschlüssig da und starrte mit offenem Munde vor sich hin, dann folgte er langsam den andern.

Joseph Schimansky war mein Fußkamerad, und daher kannte ich seine ganze Leidensgeschichte. Er stammte aus einem Dorfe an der Tuchler Heide und gehörte zu den wenigen Soldaten der Kompagnie, die keine Schulbildung hatten und weder schreiben noch lesen konnten. Nach der ersten militärischen Musterung war er auf ein Jahr zurückgestellt worden; so war er denn als Ackerknecht bei dem Besitzer geblieben und hatte sich auch schleunigst mit einer fleißigen, drallen Kuhmagd verheiratet. Aber das Glück hatte nicht lange gedauert. Bei der zweiten Musterung war er für völlig brauchbar erklärt und trotz aller Gesuche und Reklamationen seiner Frau, des Pfarrers und des Besitzers eingezogen und als Rekrut in ein Artillerieregiment gesteckt worden. Bald darauf hatte seine Frau ein Kind bekommen, und die Gesuche an die Kompagnie um Freilassung und um Beurlaubung nahmen nun kein Ende. Das Aktenstück des Kanoniers Schimansky wuchs allmählich zu

riesigen Dimensionen an, und Feldwebel Ruhnke wettete und schimpfte über die ewige Schreiberei und behauptete, er verliere alle Luft am Leben, wenn er Schimansky's Personalakten nur in die Hand nehmen müßte.

Gleich in der ersten Zeit war eine unangenehme Geschichte passiert. Da auch Kathinka, Schimansky's Frau, weder schreiben noch lesen konnte, so hatte es der Pfarrer im Dorfe übernommen, die Briefe an ihren Mann abzufassen. Diese Briefe wurden dann Schimansky von irgend einem Kameraden in einem entlegnen Winkel, hinter einer Trancheebarre oder in einer Ecke der Traversen vorgelesen. Aber trotz dieser Geheimnisthuerei sprachen sich die Briefe doch herum, und bald kannte die ganze Korporalschaft ihren Inhalt. Wenn dann die Leute abends um den großen Tisch in der Kasematte saßen, ihre Sachen pußten und dabei ihre Pfeife rauchten, so behandelten sie Schimansky's Familienangelegenheiten wie ihre eignen und machten in eingehender Beratung die nächste Antwort zurecht.

Die ersten Briefe, die aus dem Schoß der Korporalschaft geboren und an Kathinka gerichtet waren, zeichneten sich zwar nicht durch Klarheit und Schönheit aus, aber der Pfarrer im Dorfe konnte sie doch wenigstens der jungen Frau vorlesen und darauf ihre Antwort schreiben. Eines Tages aber übernahm einer von den Geriebnen, ein Berliner Junge, die Redaktion dieser literarischen Arbeit. Er war des trocknen Tones satt, und nachdem er Schimansky eine ganz harmlose Fassung seines Schriftstücks, das sich nur um die Magenfrage drehte, vorgelesen hatte, schickte er an das junge Weib einen Liebesbrief, der mit so naturalistischer Kraft abgefaßt war, daß dem Pfarrer beim Lesen des Briefes die Augen aus dem Kopfe traten, und er in voller Entrüstung dieses „entsprechliche Dokument sittlicher Verwilderung“ an den Regimentskommandeur schickte. Glücklicherweise hatte der Oberst noch Sinn genug für Volkshumor; er lachte mit seinem Adjutanten über den Brief, und die Korporalschaft kam mit einer Verwarnung davon.

Aber Schimansky hatte seit dieser Geschichte das Vertrauen zu seinen Kameraden verloren und ging auf ihre neugierigen Fragen nicht mehr ein. Seitdem er mein Putzkamerad geworden war, vertraute er nur mir und meiner Wirtin, Frau Kiefewetter, seine Geheimnisse an. Nun las ihm Frau Kiefewetter die Briefe seiner Frau vor und beantwortete sie auch, so gut sie es konnte.

Der arme Kerl hatte an seiner vorzeitigen Verheiratung schwer zu leiden. Seine kleine Wirtschaft mit dem Kartoffelfelde, der Kuh, dem Schweine und den Hühnern ging ihm fortwährend durch den Kopf. Als wir einmal von einer anstrengenden Marschübung atemlos zurückkehrten, sagte er lachend zu mir: Hab ich unterwegs ausgerechnet, heut oder morgen muß Kuh unsriges kalben, wenn nur Jud infamigtes im Dorf nich wär und Kathink das Kalb wieder abschwindeln thät. Muß ich doch gleich Frau Kiefewetter sagen, daß sie möcht schreiben an Kathink.

Schimansky war übrigens ein ehrlicher, nüchternen Mensch, und man konnte nicht sagen, daß er ein schlechter Soldat sei, aber er war zu schwerfällig und zu beschränkt, um ein guter zu sein. Begriffe wie Deutschland, Staat, Volk, König, Kaiser, Heer waren ihm ganz unverständlich. Etwas Höheres und Mächtigeres als den Feldwebel Ruhnke und den Hauptmann Barnewitz konnte er sich nicht vorstellen. Sein ganzes Dasein hatte sich, bis er Soldat wurde, nur zwischen Pferdefüttern, Ackern, Essen, Verdauen und Schlafen abgespielt; mit Dingen, die über den Gutshof hinausgingen, hatte er sich nie beschäftigt. Nur von den Franzosen wußte er konfuse Zeug, davon hatte ihm sein Vater erzählt, der als Landwehrmann den großen Krieg mitgemacht hatte. Und gegen die Franzosen wollte auch Joseph gleich geführt werden, als der Unteroffizier die Rekruten in Empfang nahm.

Nu, losmarschirt uff de Franzosen! rief er wiederholt, bis ihm der Unteroffizier klar machte, daß er von nun an das Maul zu halten habe, daß er erst ordentlich gewaschen und rasirt und ihm die strähniigen Haare abgeschnitten werden müßten. Erst dann würde man mit dem Marschieren sachte anfangen. Bald verging Joseph Hören und Sehen. Vor dem Nachdenken hatte er immer eine geheime Scheu gehabt, und nun war er in eine Truppe gesteckt worden, wo er so viel denken und lernen und so viel behalten sollte: den Bau der Kanonen, die Zusammensetzung der Geschosse, der Zündungen, der Kartuschen, die Bedienung der Geschütze, das Exerzieren, das Schießen, den Batteriebau — du lieber Gott! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, wenn man nur von der Instruktionstunde sprach. Sch versuchte zuweilen, ihm das und jenes klar zu machen. Aber es war unmöglich; den Zusammenhang von Ursache und Wirkung verstand er einfach nicht.

Gleich bei der ersten Rekrutenbesichtigung verbreitete der Unglückliche Angst und Schrecken um sich. Als der inspizierende General in die Batterie trat, eilte Schimansky eben mit einer Granate auf dem Arm an ihm vorbei.

Halt, mein Sohn, sagte der General freundlich, was ist das für ein Geschos?

Es sich funfzehn Centimetergranate, Eckslenz.

Gut! Nun wirf mal das Ding auf die Erde, fuhr der General schmunzelnd fort, in der Voraussetzung, es würde nun die stehende Antwort folgen: Das darf ich nicht, das ist streng verboten.

Aber Kanonier Schimansky rief: Zu Befehl, Eckslenz! und warf das Geschos auf die Erde, daß der Sand nur so spritzte.

Der alte General sprang entsetzt zurück und wurde kreideweiß. Dann ging er schnell aus der Batterie, drehte sich aber noch einmal um und sagte scharf: Herr Hauptmann, Sie haben nun wohl selbst gesehen, daß die Leute nicht ausgebildet sind.

Seit dieser Unglücksstunde galt Schimansky als der böse Genius der Kompagnie, und wenn es irgend möglich war, so wurde er von nun an bei allen kritischen Tagen, bei Prüfungen und Besichtigungen abkommandirt, in die Küche gesteckt oder auf Wache geschickt. Aber der Arbeitsdienst war ihm ganz lieb, da war er in seinem Element, und es konnte in der That keinen bessern Kerl dabei geben als ihn. Er war kein Drückeberger, er griff den Gegenstand immer da an, wo er am schwersten war, und niemals zeigte er Unlust oder Ermüdung. Und wenn dann die Leute vom Arbeitsdienst im Drillichanzug nach Hause marschierten und ihre Lieder anstimmten von dem Fähnrich, der in den Krieg zog, von dem Mädchen im Schilderhause und von dem Major mit der roten Nase, dann ging es durch Schimansky's Seele wie ein Hauch himmlischer Freude. Ja, es war doch nicht so ganz schlecht, Soldat zu sein. Er hatte ein gutes Bett, eine saubere, hübsche Kleidung, eine freundlichere Wohnung als seine Lehnhütte im Dorfe, ein ordentliches Essen und obendrein noch ein bißchen Geld. Freilich, zuerst war er mit der Menge des Essens nicht zufrieden gewesen, und Kathinka hatte fortwährend Lebensmittel schicken müssen, bis der Pfarrer eines Tages an das Regiment schrieb, die Frau müßte alles entbehren, um den Kanonier in der Garnison satt zu machen; ob es denn nicht anginge, daß er bei der Kompagnie mehr zu essen bekäme. Das Gesuch ging dann vom Regiment ans Bataillon und vom Bataillon an den Stabsarzt, der untersuchte den Kanonier Schimansky gründlich und empfahl der Kompagnie, den Mann auf zwei Rationen zu setzen. So bekam Schimansky nun zwei Schüsseln voll Erbsen und Speck; aber trotzdem war er damit immer noch schneller fertig als die übrigen mit der einen.

Auch die saubere, blanke Uniform gefiel ihm sehr gut. Er mußte immer wieder daran denken, wie er zum erstenmale in seinem Dorfe auf Urlaub war und mit Kathinka in die Kirche ging, er, der einzige Soldat; und wie er sich mit seinem blitzenden Kugelhelm durch die Reihen der Kirchenbänke drängte, und alles sich umschaute und sich zuraunte: das ist Joseph Schimansky von der Artillerie. Und wie dann nach dem Gottesdienste der Pfarrer und der Inspektor und der Küster auf ihn zukamen und ihn vor allen Leuten freundlich begrüßten, ihm auf die Schulter klopfen und die Hand drückten, und wie die Knechte und Bengel im Dorf einen Kreis um ihn bildeten und mit offenem Munde zu ihm aufschauten. Ja, das war schön! Aber das verdammte Exerzieren, das Turnen, der Parademarsch und die Übungen am Geschütz, das alles war für Joseph eine entsetzliche Qual. Er war mit seinen paar Gedanken nie ganz bei der Sache und kam mit seinen Griffen bald zu früh, bald zu spät. Nur wenn die schweren Geschütze donnerten, daß selbst die kräftigsten Leute zusammenfahren und den Nacken einen Augenblick einzogen, wenn in der Batterie alles so mit Pulverdampf angefüllt war, daß man keinen Vorgesetzten sehen konnte, wurde ihm leicht und wohl ums Herz. Dann packte ihn ein teuflisches Vergnügen, er feixte übers ganze Gesicht, rannte aufgereggt hin und her und konnte nicht schnell genug den Wischer oder den Anseher oder die Kartusche heranschleppen. Am liebsten hätte er nach jedem Donner einen Zuchzer ausgestoßen, aber er kannte seinen Geschützunteroffizier, und so spielte sich denn sein ganzes Entzücken und seine ganze Zerstörungswut im Innern ab.

Noch lieber als das Schießen war ihm der Wachdienst. So mütterseelenallein auf Posten stehn, das war köstlich für ihn. Da konnte er sich ungestört in Gedanken mit seiner kleinen Wirtschaft, mit seinem Kartoffelfeld, mit der Kuh, dem Schwein, den Gänzen und den Hühnern beschäftigen und das und jenes in Ruhe überlegen, was er Kathinka noch mitteilen wollte. Denn die Wirtschaft war für ihn die Hauptsache. Dann aber kam gleich Frau und Kind, er liebte sie sehr und sehnte sich im stillen nach ihnen. Oft fand ich ihn vor meinem Zimmer, wo er gewöhnlich meine Montirung putzte, traurig auf der Treppe sitzen, den Kopf in die Hände gestützt und vor sich hinstarrend. Wenn ich dann fragte: Joseph, was fehlt Ihnen? fuhr er zusammen und sagte: O nichts, nichts! Muß ich denken an Maschinka kleines — aber ist alles Unsinn, werd ich zu Weihnachten Urlaub kriegen, und dann kann ich sehen Kleines und so machen — dabei machte er mit den Armen eine wiegende Bewegung, während ein glückliches Lächeln über sein breites Gesicht zog.

Und nun war die Schlägerei mit den Füsilieren dazwischen gekommen! Schimansky hatte den Streit schlichten wollen und war selbst dabei von der Wirtschaftspatrouille abgefaßt und gemeldet worden. Mit seinem Urlaub zu Weihnachten war es nun nichts. Er war ganz gedrückt. Er hatte schon auf dem Weihnachtsmarkt eine blaue Schürze und ein Muttergottesbild für seine Frau gekauft und für Maschinka ein weißes Schäfchen. Das hatte er alles Frau Kieselwetter zur Aufbewahrung übergeben. Nun war ihm alle Freude an Weihnachten verdorben. Frau Kieselwetter mußte sein Mißgeschick und seinen ganzen Kummer nach Hause schreiben, und sie that es mit soviel Rührung, daß sie selbst Thränen dabei vergoß.

Es mich nu auch ganz recht, sagte Schimansky, indem er ein paar Thränen hinunter schluckte, daß ich heiliges Abend auf Wach komm, ganz hinten auf Neshdude Schwarin; hab ich doch kein Freid an Kompagniebaum.

Kaum aber war er am heiligen Abend abgerückt, als eine Postkarte vom Pfarrer an Frau Kieselwetter kam. Kathinka wäre trostlos, sie könnte es mit dem

Kind vor Sehnsucht nicht aushalten, und wenn Joseph nicht käme, dann würde sie selbst kommen; Frau Riesenwetter möchte das Joseph mittheilen.

Da war nun nichts mehr zu machen. Man mußte warten, bis Schimansky am nächsten Tage wieder von der Wache zurückkehrte.

Es war ein stiller, prächtiger Winterabend, als Joseph auf seinen Posten nach der Redoute zog. Von dem Wachtlokal mußte die Ablösung etwa zwanzig Minuten marschieren, um die Schanze zu erreichen. Der Weg führte zuerst durch ein kleines Gehölz, dann ging es auf eine kahle, beschneite Landstraße, und von dort bog die Wache nach einer kurzen Strecke auf einen schmalen, mit Weiden besetzten Dammweg, der durch einen festgefrorenen Sumpf führte. Bei stockfinsterner Nacht war das ein entsetzlicher Marsch, aber diesen Abend war Mondschein, und so konnte man den Weg nicht verfehlen. Er führte in gerader Linie nach der Schanze. Ein breiter Festungsgraben umschloß die Wälle, und über ihn ging eine hölzerne Zugbrücke, die mächtig erdröhnte, als die Wache darüber schritt. Durch ein eisernes offnes Thor gelangte man in das Innere der Verschanzung, in deren Mitte ein mit Kriegsgeräten angefüllter Holzbau stand.

Schimansky löste den Posten ab, ließ sich die vorschriftsmäßigen scharfen Patronen geben und stellte sich vor das Schilderhaus, während der aufziehende Gefreite mit der abgelösten Wache wieder abmarschierte. Schimansky hörte die Brücke unter seinen Füßen dröhnen, er hörte die festen, gleichmäßigen Tritte auf dem harten Dammweg, erst hell und bestimmt, dann immer dunkler und verschwommener, bis kein Laut mehr zu ihm drang. Er drückte sich den Helm fest auf den Kopf, schlug den Kragen des Wachtmantels auf und sah sich die sechs scharfen Patronen an. Er wog sie prüfend in der Hand und steckte sie schmunzelnd in die Patronentasche. Ein behagliches Gefühl von Ruhe und Sicherheit kam über ihn. Er hatte gewissermaßen vor sich selbst Respekt, solch eine Wache, das war doch noch eine Aufgabe: Leben und Tod lag jetzt in seiner Hand. Er wußte, es war ein verrufener Posten, auf dem er stand. Wiederholt hatten Stroche über den gefrorenen Graben auf die Wälle zu klettern versucht und sogar den Posten angegriffen. Heute sollte nur einer kommen, er hätte sich keinen Augenblick besonnen, dem Halunken einen blanken Donnerkeil zwischen die Rippen zu knallen! Er fühlte sich als Höchstkommandirender der ganzen Redoute, und das Gefühl der Verantwortlichkeit hob seine Lebensgeister. Daher erfüllte er alles, was die Wachsinstruktion vorschrieb, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Er ging überall umher, prüfte den Thürverschluß an dem Blockhause, sah nach, ob die Luken zuwaren, ging zwischen den Traversen nach den Geschützständen und überzeugte sich, ob das vorschriftsmäßige Zubehör, die Rohrdecken und die Mundpfropfen mit allen Lederriemen vorhanden waren. Dann betrat er den obern Teil des Walles.

Dort blieb er eine Weile regungslos stehen. Seine Blicke schweiften über die beschneite Ebene, die sich vor ihm ausbreitete, und die, wo die Wolkenschatten drüberzogen, in blau-grauer Farbe dalag, während sie an andern Stellen, wo das Mondlicht drauffiel, blendend weiß erschien und hier und da in funkelnden Strahlen glitzerte. Ganz hinten rechts sah er die Häuser der kleinen Garnison liegen. An der mit Pappeln besetzten Landstraße zogen sich ein paar vereinzelte Gehölze hin, aus deren Fenstern helle Lichtstrahlen auf die Schneefläche fielen. An der einen Seite der Landstraße, nicht weit von der Schanze, lag ein Kirchhof, und durch die kahlen Büsche sah man hier und da auf kleinen Gräbern Tannenbäumchen, an denen Lichter brannten.

Es sich Kind totes, sagte Schimansky mitleidig, indem er sich bekreuzte und

dazu einen polnischen Spruch murmelte. Dann nahm er das Gewehr von der Schulter, stützte sich darauf und starrete eine Weile nach den zitternden Flämmchen. Er dachte an seine kleine Maschinke und an das warme Stübchen mit dem Herd aus Ziegelsteinen, vor dem Kathinka mit aufgestreiften Ärmeln stand, Kartoffeln kochte und Speck briet. Er saß in Gedanken auf der alten Ofenbank und hatte die Maschinke im Arm, und das Kind griff nach seinen blanken Knöpfen, lachte ihn an und dahlte. Dann hörte er die Kuh im Stalle brüllen, das Schwein grunzen und die beiden Gänse schnattern und schreien.

Allmählich gingen die kleinen gelben Lichter auf dem Kirchhofe eins nach dem andern aus, und das bläulich-weiße Mondlicht lag wieder einförmig über der Schneefläche. Da wurde ihm weh ums Herz, und er fuhr sich mit dem Fausthandschuh über die Augen. Dann nahm er wieder sein Gewehr auf die Schulter, rückte die Patronentafel zurecht und wollte weitergehen. Eben zog ein dunkler Wolken-schatten langsam über die Verschanzung, sodaß Joseph die Augen aufreißen mußte, um die Gegenstände zu unterscheiden!

Mit einemmale stuzte er. Waren das nicht leise Schritte auf der Brücke? Er hielt den Atem an und richtete die Blicke starr nach der Gegend des Thores. Es war ihm, als bewegte sich etwas hinter dem Blockhause. Er schluckte ein paar-mal krampfhaft, dann rief er laut: Halt! Wer da?

Die Bewegung unten wurde lebhafter. Halt! Wer da? brüllte Joseph noch einmal durch die Totenstille, sodaß der Ruf von dem Kirchhof und den einzelnen Gehöften geisterhaft wiedererschallte. Jetzt erkannte er deutlich eine menschliche Gestalt. Aber der Rondeoffizier war es nicht. Schnell ging er den Wall hinunter bis ans Schilderhaus. Dort riß er das Gewehr von der Schulter, öffnete hastig und klappernd den Verschluß und rief noch einmal: Halt! stehen, oder ich schieß!

Joseph! Joseph! ach, schieß doch nicht! schrie plötzlich eine helle Frauenstimme auf polnisch zurück. Ich bin es mit der Maschinke!

Schimansky taumelte zurück und ließ das Gewehr sinken. Jesus Maria! stammelte er. Aber ehe er noch weitere Worte finden konnte, war Kathinka schon auf ihn zugeeilt. Sie stellte einen schweren Handkorb vor ihn auf die Erde und schlug ihr schwarzes Kopftuch zurück. Dann küßte sie ihn unter einer Flut von polnischen Kosenamen.

Joseph stand eine Weile sprachlos und wie betäubt da. Endlich sagte er mit zitternder Stimme: Kathinka, das geht nicht, das geht nicht! Ihr dürft hier nicht sein, ihr müßt wieder fort, so schnell wie möglich. Ach Gott! was machst du bloß für Geschichten. Ich bin ja hier auf Posten, auf königlichem Posten!

Aber das junge Weib hörte nicht drauf. Sie ließ sich in ihrem Redestuß nicht stören und erzählte, wie sie vom Dorfe zu Fuß nach der Bahnstation gegangen und dort abgefahren und wie sie dann glücklich hier angekommen sei und von einem Soldaten mit schwarzem Kragen erfahren habe, daß Joseph auf Wache stünde. Der gute Soldat habe ihr auch den Weg gezeigt, und da sei sie nun hier und wolle mit ihm Weihnachten feiern. Er möchte doch nicht so böse thun, sie wäre ja so glücklich, daß sie den Vater nun wiederhätten. Das Christkind habe ihm auch was Schönes mitgebracht. Damit legte sie die kleine, in dicke, wollne Tücher eingewickelte Maschinke ins Schilderhaus, hob den Korb auf, holte Speck, Quark und Bücklinge heraus und lobte alles so umständlich, daß Joseph das Wasser im Munde zusammenließ. Aber er bezwang sich; er dürfe auf Posten nicht essen, sie solle nur selbst etwas nehmen und sich ein Stück Speck abschneiden.

Das geschah denn auch mit großem Behagen. Sie holte auch eine Flasche

hervor und sagte, hier schicke ihm der Pfarrer Kirchschnaps, er möge einmal probieren. Aber obgleich es Joseph eine große Überwindung kostete, wies er doch den Schnaps heldenmütig zurück; er dürfe auf Posten auch nicht trinken.

Allmählich kam aber doch eine stille Freude über ihn, eine glückselige Stimmung. Er stellte schließlich das Gewehr ans Schilderhaus und nahm das Bündel mit der schlafenden Maschinka auf den Arm, von der nichts weiter zu sehen war als das Näschen — denn das schaute wie ein kleiner roter Pfropfen aus den Tüchern heraus; und während das junge Weib noch ein paar Speckstücke abschneidete, wiegte der Kanonier glückselig das Kind auf seinen Armen. Die Maschinka wurde unruhig, wachte auf und fing an zu schreien. Aber die Mutter wußte schnell Rat, sie setzte sich auf das trockne Fußbrett des Schilderhauses, hatte ihr Kleid auf und legte unter dem Umschlagetuche das Kind an die Brust, und während das Kind mit Behagen schluckte, plauderte die junge Frau eifrig von ihrer Wirtschaft, vom Pfarrer und von den Neuigkeiten im Dorfe und lachte so vergnügt dazu, daß Joseph seine Wache ganz vergaß, den Helm abnahm, sich bequem ans Schilderhaus lehnte und mit verschränkten Armen zuschaute.

Plötzlich hörte er feste Tritte, wie von einer Patrouille, dann Sporenklirren und Säbelgerassel. Entsetzt fuhr er zusammen. Er ergriff hastig das Gewehr, stülpte sich den Helm auf und sagte zitternd: Die Ronde, das ist die Ronde! Kathinka, schnell hinein mit dem Kinde, ins Schilderhaus. Steh auf, schnell, schnell! Auch den Korb! Herr Gott, was wird nun kommen! Aber drinnen still, ganz still, nicht einen Sterbenslaut!

Im Nu war die Familie im Schilderhause verschwunden, und Joseph stellte sich breit davor.

Halt, wer da! schrie er aufgereggt, als er einen Helm blitzen sah.

Rondeoffizier! tönte es einförmig und schnarrend zurück.

Joseph stand stramm, präsentirte das Gewehr und verfolgte den Offizier in Helm und Schärpe mit den Augen, bis er vor ihm stand.

Es sich nichts Neues auf Posten, Herr Leitnant, meldete er.

Wie heißt die Parole?

Joseph keif es den Rücken kalt herunter, und er starrete den Rondeoffizier mit offenem Munde an.

Die Parole! wiederholte der Offizier unwillig.

Zu Befehl, hab ich ver vergessen, Herr Leitnant.

Der Offizier musterte den Posten von oben bis unten.

Setzen Sie sich den Helm richtig auf! befahl er mit scharfer Betonung. Sie haben den Helm verkehrt auf — Sie haben auf Posten geschlafen!

Zu Befehl, Herr Leitnant, hab ich nicht geschlafen.

Das wird sich finden. Wie heißen Sie?

Kanonier Schimansky von der achten Kompagnie.

Schimansky, na ja, natürlich! Ein mitleidiges Lächeln flog um die Mundwinkel des Offiziers. So also sieht der wunderfame Kriegsknecht aus: der Wachtmantel voll Dreck, den Helm verkehrt auf, und die Patronentasche auf dem Hintern. Sie sind ja wohl der Kerl, der so verrückte Briefe an seine Frau schreibt. Das ganze Regiment kennt Sie schon. Sobald ich hier noch eine einzige Unordnung finde —

Plötzlich fing die kleine Maschinka im Schilderhaus an, kläglich zu weinen.

Der Leitnant sah sich verblüfft um: Nanu, was ist denn das für ein Gequieke hier?

Es sich Kind, Herr Leitnant!

Himmeldonnerwetter, ist der Kerl hier in die Wochen gekommen? Was soll das heißen? Was ist das für eine Zucht hier auf der Schanze?

Als der Offizier auf das Schilderhaus zutrat, erhob Kathinka ein lautes Betergeschrei und weinte und schluchzte gottsjämmerlich.

Schimansky sah, daß der Offizier wütend losplagen wollte, und jagte mit dienstlichem Eifer: Hab ich gearrettirt die Leite, Herre Leitnant. Ja woll, gearrettirt. Wollten stehlen hier an Kanonen, und hab ich sie gepackt und ins Schilderhaus gesteckt, zu Befell! Dabei trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn, und er zitterte, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Nä, nä, is sich allens nich wahr, schluchzte Kathinka, als sie mit dem kleinen Kinde aus dem Schilderhause hervorkam. Schöner, gnädiger Herr, thun Sie Mann meiniges nichts. Bin ich Schuld an allem; wollten wir doch feiern heiliges Abend hier mit Vater. Sind gekommen so weit her vom Dorf, und das Kind — ach Gott! Sie konnte vor Schluchzen nicht mehr sprechen, und Maschinka setzte mit vollem Atem wieder in das Geschrei ein.

Der Leutnant stand vor dieser heulenden und jammernden Familie sprachlos. Er wußte im Augenblick nicht, was er thun sollte, und drehte unschlüssig an seinem Schnurrbart. Donnerwetter, dachte er, so was ist mir doch noch nicht passirt. Was macht man nu? Ich stehe da wie'n dummer Junge. Dies Gefenne kann ja Steine erweichen. Ich bitte mir nu aber Ruhe aus! rief er endlich. Sein Sie still, Frau, und halten Sie dem Balg das Maul zu.

Dann wandte er sich an Schimansky. Sie zittern ja am ganzen Leibe, Posten, Sie sind wohl krank?

Nein, Herre Leitnant.

Ich verbitte mir jeden Widerspruch! Posten, sind Sie krank oder nicht?

Zu Befell, Herr Leitnant, jagte Schimansky mit kläglichem Stimm, bin ich krank, ferre krank.

Er war in der That zum Zusammenbrechen.

Ist gut. Der Offizier drehte sich um und rief nach der Patrouille. Die kam eiligst anmarschirt, und der Leutnant ließ Schimansky wegen angeblicher Erkrankung auf Wache ablösen.

Der neue Posten aber war der witzige Brieffschreiber, der Berliner.

Na wechste, Joseph, jagte er leise, als er den dicken Wachtmantel anzog, du hast noch mehr Glück als Ber — jangnes Jahr. Du legst mir und die achte Kompagnie wieder schene rin. Feldwebel Kuhnke wird sich freuen. Aber dir hier am heiligen Abend als Vater zu sehn, im Kreise der Deinigen, det Berjniegen is ne Wache wert.

Der ganze Zug, der Rondeoffizier, die Patrouille und Schimansky's Familie setzte sich nun in Bewegung nach dem Wachlokal. Dort machte der Leutnant dem wachthabenden Unteroffizier die nötigen Mitteilungen, dann zog er mit Schimansky's zum Hauptmann Barnewitz. Während die Familie draußen in der Hausflur wartete, ließ sich der Leutnant melden und trat ein. In dem hellerleuchteten Zimmer stand der Hauptmann mit seiner jungen Frau in zärtlicher Umarmung vor dem brennenden Weihnachtsbaum. Als er den Offizier in Helm und Schärpe eintreten sah, ließ er seine Frau los und blickte ihn erstaunt an.

Herr Hauptmann, ich komme in einer dienstlichen Angelegenheit, sagte der Leutnant im Tone militärischer Meldung. Ich habe einen Posten ablösen müssen, einen Mann der achten Kompagnie. Es ist der Kanonier Schimansky.

Schimansky! rief der Hauptmann und hob verzweifelt die Arme in die Höhe,

Gott im Himmel! hat man denn nicht mal am heiligen Abend vor dem Kerl Ruhe! muß der einen bis untern Weihnachtsbaum verfolgen! Was ist denn nu wieder los?

Während der Leutnant den Fall vortrug, eilte die junge Frau Hauptmann aus dem Zimmer in die Hausflur und erfuhr dort von Kathinka die ganze traurige Weihnachtsgeschichte. Sie war gerührt und eilte sofort ins Zimmer zurück.

Ach, das ist ja entsetzlich! rief sie. Die armen Leute! Ich verstehe dich nicht, Rudolf! Wie kannst du den Mann heute, am heiligen Abend, auf Wache schicken!

Liebe Hedwig, sagte der Hauptmann abweisend, thu mir den Gefallen und mische dich nicht in dienstliche Angelegenheiten!

Ach, Herr Leutnant, fuhr Frau Hedwig fort, thun Sie doch etwas für die armen Leute, daß der Mann Urlaub bekommt.

Der Offizier verbeugte sich höflich und küßte ihr die Hand. Gnädige Frau, was ich als Rondeoffizier thun konnte, habe ich gethan. Urlaub geben, das kann nur der Herr Hauptmann.

Frau Hedwig richtete ihre großen braunen Augen bittend auf den gestrengen Gatten.

Der Feldwebel Kuhnke hat das angeordnet, und der wird schon seine Gründe haben, sagte der Hauptmann. Er versuchte seine militärische Würde Frau Hedwig gegenüber aufrecht zu erhalten, aber es gelang ihm nicht. Daß der Unglücksrabe der Kompagnie selbst unter seinen Weihnachtsbaum geflattert kam, das war doch nur von der heitern Seite aufzufassen.

Na, was sagen Sie denn dazu, Herr Leutnant? rief er halb ärgerlich, halb lachend. Es ist doch nicht zu glauben mit dem Kerl, man möchte gleich dreinschlagen!

Ja, ich kann nur sagen, was die gnädige Frau meint, das heißt, ich möchte nicht —

'S ist gut. Meinetwegen mag der Kerl hingehen, wo der Pfeffer wächst.

Frau Hedwig hatte sich an den Hauptmann gelehnt, sie sah ihm dankbar in die Augen, drückte ihm heimlich die Hand und sagte: Sieh, nun bist du lieb und gut! Nun müssen aber auch die Leute ins Zimmer kommen und sich unsern Weihnachtsbaum ansehen.

Sie eilte nach der Thür und forderte die angstvoll wartenden auf, einzutreten, und so kam denn nun Kanonier Schimansky mit Weib und Kind und stand wie geblendet, starr und steif vor dem Weihnachtsbaum des Mannes, von dem er glaubte, er käme gleich hinterm lieben Gott.

Frau Hedwig raffte alles zusammen, was sie an Kuchen und Zuckerwerk ergreifen konnte, und packte es dem jungen Weibe in den Korb; dann nahm sie die kleine Maschinka auf den Arm, wickelte das Köpfchen aus dem Bündel und küßte die kleine, rote Wange. Der Hauptmann reichte Schimansky die Hand und sagte: Im Grunde sind Sie doch ein braver Kerl, Sie Pechvogel. Sie können mit Ihrer Frau gleich abfahren, Sie haben acht Tage Urlaub.

Vierzehn Tage! unterbrach ihn Frau Hedwig, indem sie das Kind auf den Armen hin- und herbewegte und ihn bittend ansah.

Aber liebes Kind, na — meinetwegen vierzehn Tage!

Das war dem armen Kerl denn doch zu viel, und als sein Weib der jungen Frau Hauptmann den Saum des Kleides küßte, und er vor Überraschung und Freude taumelnd das Zimmer verließ, da rannen ihm die hellen Thränen über die Backen.

Nach wenigen Minuten war der Hauptmann und Hedwig wieder allein. Es war ganz still im Zimmer. Nur zuweilen knisterte hie und da ein Zweig am

Baum, in den eine Lichtflamme geschlagen war, die junge Frau sah lächelnd in glücklichen Gedanken vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen, und der Hauptmann ging eine Weile, die Hände auf dem Rücken, auf und ab.

Das war mal wieder so einer von deinen Mädchenstreichen! sagte er. Und nun hüllst du dich auch noch in Schweigen.

Aber sie legte die Arme um seinen Hals, schloß ihm den Mund mit einem Kusse und sagte leise: Ach nein, Liebster, ich mußte nur an die kleine Maschinka denken.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Anarchisten und Liberale. So erstaunliche Leistungen des liberalen Doktrinismus wir schon erlebt haben, die Besprechung des Attentats in der französischen Kammer in einzelnen liberalen Zeitungen muß doch Staunen erregen. Überraschen konnte die Schandthat unmöglich noch, ja es lag eigentlich den Anarchisten als Partei viel näher, Bomben in eine gesetzgebende Versammlung zu schleudern, als unter unschuldige Theaterbesucher. Nun erkennt man auch Maßregeln zum Schutze der Gesellschaft als notwendig an. Aber um des Himmels willen nur nicht „Freiheiten“ antastet! Wenn ein Mordgefelle ergriffen wird, wenn eine Zeitschrift ihre Leser auffordert, dem erhabnen Beispiele des Märtyrers zu folgen, so darf ihnen allerdings der Prozeß gemacht werden, doch selbstverständlich nur vor dem ordentlichen Gerichte und bei voller Öffentlichkeit! Dem Verbrecher muß gestattet sein, sich seiner That zu rühmen und die Genossen zur Rache aufzustacheln, seinem Verteidiger, den Angeklagten als einen Menschen zu schildern, der, von Menschenliebe erfüllt, das Loß der Armen und Unterdrückten verbessern wollte und nur ein etwas zu energisches Mittel ergriff, weil er leider keinen Einfluß auf die Machthaber hatte, oder als einen Unglücklichen, der, durch die Schuld der jetzigen Gesellschaft verwahrlost, Mitleid, aber keine Strafe verdiene. Wohl giebt es Beispiele genug von Einschüchterung der Geschwornen, die keine Lust haben, für vogelfrei erklärt zu werden. Das ist freilich übel, muß aber hingenommen werden und ist immer besser, als Ausnahmegeetze bei Ausnahmezuständen. Wenn diese Freiheitsfreunde wenigstens konsequent wären und verlangten, daß die armen Anarchisten vor ein unparteiisches Gericht zu stellen seien, denn ein solches ist offenbar ein Schwurgericht keineswegs. Die Geschwornen sind Besizende, Bourgeois, die natürliche Feinde der Anarchisten sind. Und denen will man die Verirrten ausliefern? Unmöglich! Auch sie haben das Recht, von ihren Peers abgeurteilt zu werden, also von vollgiltigen Anarchisten. Das ist unsrer Meinung nach überzeugend für jeden echtgefärbten Freisinnigen.

Das neue österreichische Geld. Der Finanzminister Steinbach wird, wie es scheint, so kurze Zeit er auch seinen wichtigen Posten eingenommen hat, ein dauerndes Andenken im Lande hinterlassen. Bekanntlich hatte seine Einführung der